

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Umbrische Reisegeschichtlein
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

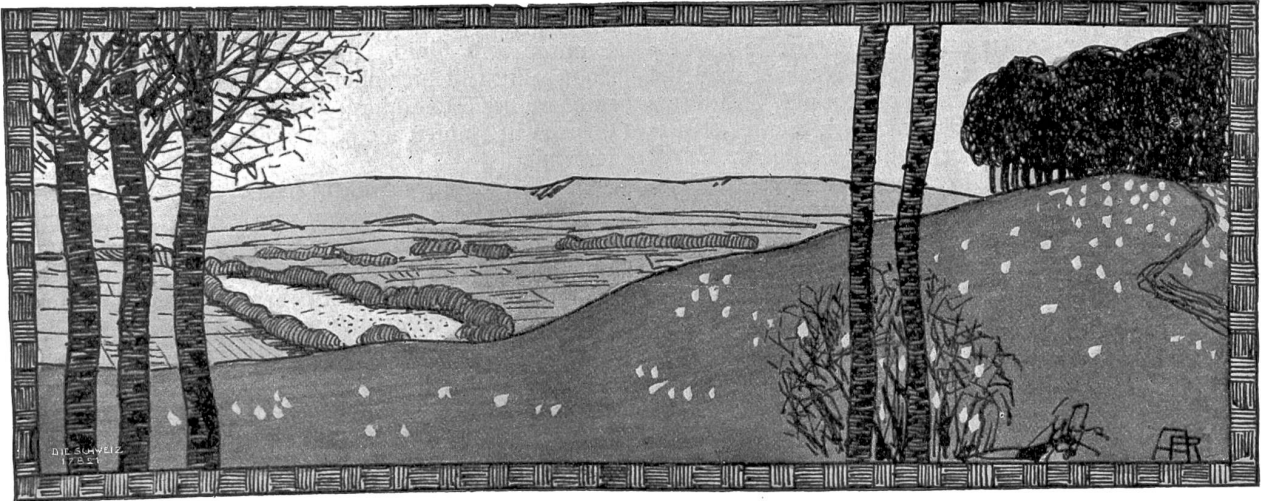
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nächtlicher Gang

Im Erlenbusch ist noch ein Vogel wach,
Sonst schweigt im grünen Mondlicht Tal und Wald;
Mir wandeln meiner Jugend Schatten nach
Und singen Traumgefänge mannigfalt.

Wie kam ich doch aus Lebens Sturm und Glut
In dieses grüne Tal jenseits der Welt,
Wo aller Träume Schar so friedlich ruht
Und doch mein Herz an hundert Fäden hält?

Verzaubert sag ich liebe Namen viel,
Verschollen ferne, die ich einst gekannt,
Und geh verloren weiter ohne Ziel
Durch der Erinnerung gedämpftes Land.

Da springt dein Name aus der Dämmerung,
Du Einzige, und plötzlich bin ich wach,
Und aller Schmerz ist wieder neu und jung
Und wandelt glühend deinen Spuren nach.

Hermann Hesse, Bern.

Umbrische Reifegeschichtlein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

5. Das letzte Dorf.

Wir gingen zwischen Steinen und düren Kräutern in weglosen Windungen bergauf. Hinter uns lagen noch fünf, sechs Hütten und ein Kapellchen, schauten uns noch ein paar Menschen und meckerten uns noch einige Ziegen nach. Dann ward es still. Vor uns steht die große leblose Einsamkeit dieser ausgedörrten, wasserlosen, steinernen Gebirge. Kein Mensch mehr, kein Dach, kein Tier. Nur noch Steine und steinerne Stille und oben der große starre Himmel der Abruzzen.

Als wir schon ziemlich hoch oben waren, mein Träger und ich, setzte ich mich, um es nochmals anzustauen, dieses allerletzte Dörflein dort unten. Ich sah den dünnen kalkweißen Weg, der irgendwoher sich zu diesen Häuschen verlor, irgendwoher aus einer großen Menschenstraße bis in diesen Winkel herauf. Und ich sah, wie der helle Faden plötzlich abbrach, als wäre hier das Ende der Welt, als könnte kein Fuß mehr weitergehen, dürfte nicht weitergehen.

In diesem Dertchen Mulizio oder wie es heißt, ich fand es auf keiner Karte, sagten die Leute, weiter gebe es keine Dörfer und Menschen mehr. Ach, wie stolz sie das sagten! Wie einer, der den Rücken frei hat. Es klang fast so, als meinten sie: Da, rechts

in der Tiefe fängt es mit den Menschen an. Da, links gegen die Höhen kommt gleich der Herrgott. Es waren sieben Weibsleute, vier oder fünf Männer und ein Haufe Kinder. Mager und hart sahen alle Gesichter aus. Von so viel Stein und von so wenig Halm wird niemand fett. Aber sie hatten keine Runzeln. Sie kannten ja das Staubschlucken und die Sekundenhebe und die Tyrannei der Gesellschaft und Gesellschaftsordnung nicht. Die Welt ist zu fern. Aber sie kannten auch das Spotten und Pöffenreißen und Prassen und Bergeuden nicht. Der ernste Himmel ist zu nahe. Gelassene Menschen sind es, ruhige, zufriedene, schweigsame. Sie tragen noch eine alte bunte Kopftracht und seltsame Busentücher und hosenähnliche Unterkleider, wie vor hundert und hundert Jahren. Und sie reden auch noch so alt. Kein Professor kennt ihre Grammatik. Sie blicken dich an, als kommest du aus einer andern Welt. Die Kinder recken sich an dir auf und betasten dich. Als ich ihnen im guten freundlichen Italienisch sagte: „Vi saluto!“ — schrien sie zu den Alten unter den Türen: „Domm parling, domm parling!“ Er kann reden, hört, er kann reden! So wenigstens verstand ich das.

Die kahlen Berge schauen, einer über den an-

dern, auf diesen Winkel nieder. Das drückt und schattet. Daher haben auch diese Leute so dunkelgraue, schwere, schattige Augen. Aber das Weiße darin schimmert rein wie der Himmel. Man erzählte mir, ihre Kinder weinen nicht, wenn sie stürzen, und die Alten sterben ohne Seufzen. Es ist vielleicht nicht wahr. Aber man könnte es glauben, so wenig Wehleidigkeit und Sentimentalität hat hier Platz. Dieses letzte Dorf der Welt kommt einem wie eine wunderbare Dichtung vor, ohne Vers und Reim, urzeitlich, urweltlich, wie ein stiller Berg oder ein einjames ernstes Wasser, von Anfang so und am Ende noch so! Es war schwierig, sich hier verständlich zu machen, sogar für meinen umbrischen Führer. Wir redeten mehr mit den Fingern und Augen. Denn man muß wissen, daß wir hier zu den ohnehin verlassenen sibyllinischen Bergen erst noch an einer völlig unbegangenen Stelle den Anfang nahmen. Vittorio Emanuele, Pio decimo — Ja, das verstanden sie. Sie nickten, und ihre Blicke wurden feierlich. Guglielmo secondo? Niente! Tsar Nicolo secondo? Niente ... La Francia? Si, si, la Francia! Napoleone? Che si, che si!

Was für eine Politik und Historie haben sie? Für sie gibt es doch keinen Caesar und keinen Bismarck, keinen Russisch-japanischen Krieg, keine englische Flotte, kein Haager Schiedsgericht, kein Sternenbanner. Sie wissen nichts von Zollkrieg und drahtloser Elektrizität. Sie haben noch keinen Kinematographen gesehen. Könige sterben, Könige werden, Kaiserthrone modern, Republiken grünen — sie bleiben hier oben das unveränderliche, letzte Dörflein mit seinen paar Ziegen, seinem magern Gemüse, seinen harten Maistuchen und seinen kühlen Stuben. Und sie sind zufrieden damit. Man kann also leben ohne Weltgeschichte. Sieh da, Professor Guidone von Perugia, das hast du bei allem Altstudium nicht gewußt! Du würdest sterben ohne deine historische Vergangenheit. Die leben ohne sie und leben gesünder als du.

Die Leute haben zwei Stunden ins nächste armselige Nest, wo man ihre Toten neben einer zerfallenen Kapelle rasch und wenig tief begräbt. Den königlichen Namen Dorf verdient auch dieser Ort noch lange nicht. Immerhin wird hier jeden Sonntag im Sommer eine heilige Messe gelesen. Dann gehen die Mulizianer hinunter und hören alles, was sie brauchen und wovon ihre fargen Seelen leben. Mit einem Duft von Weihrauch und mit dem großen Klang des Evangeliums gehen sie wieder die zwei Stunden bergauf in den Schatten der letzten, höchsten Berge, geradewegs an die Stiege des Himmels, wie sie es nennen. In ihren Ohren schallt und schwingt noch fort das allgewaltige:

„In illo tempore dixit Jesus ...“ *)

Zur gleichen Stunde singt es der Archidiacon in der größten Kirche der Welt, verkündet es der deutsche Pfarrer an der Ostsee, ruft es der Hofbischof vor dem Zar und seinem Gefolge, rezitiert man es im Westminster zu London und geht es in der neuen Welt von Kathedrale zu Kathedrale. Aber auch hier oben hört man die ganz gleichen

Worte, im gleichen lichten Diakongewand, ohne Sammt und Gold, im lichten Messiasrock. Das Evangelium ist hier oben, wo man nichts vom Zar und von der Schlacht am Yalu und von der Krönung Georgs in Indien weiß, die Weltsprache, die Weltkenntnis.

In illo tempore dixit Jesus.

Eccolo: vom Säemann und von der Witwe mit dem einzigen Heller, von den klugen Jungfrauen und vom Samaritan und vom verirrten hundertsten Schäflein, vom Fußekuß der Magdalena, vom Mundfuß des Judas und vom reinen Kinderfuß des Meisters — und dann von Kreuz und Grab und Gloria — Weltsprache!

In illo tempore dixit Jesus parabolam hanc!*)

Ach, wie sie horchen, die wenigen Aelpler, wenn der Pfarrer, selbst unter lauter Steinen und Bergmenschen ein Aelpler geworden, aus dem alten Buch vorzulesen beginnt! Ums Kapellchen rauscht ein kleines Bächlein, huschen die wilden Rebstauden, meckern die Ziegen und schreien die winzigen Barfußkinder. Aber in die kleinen, mit roten Vorhängen halb geschlossenen Chorfenster schauen die grauen Berge herein mit ihren gelassenen ewigen Gesichtern und bestätigten stumm: Es ist so, wahrhaftig, es ist so!

In illo tempore — In jener Zeit nahm Jesus den Petrus und Jacobus und Johannes, seinen Bruder, mit sich auf einen hohen Berg. Und da ward er vor ihnen verklärt. Und sein Antlitz leuchtete wie die Sonne. Und es erschienen Moses und Elias und redeten mit ihm. Da sagte Petrus zu Jesus: „Herr, hier ist gut sein. Wenn du willst, bauen wir hier drei Hütten, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine.“

Wo klingt dieses Evangelium schöner? Da sind sie ja, die Petrus, Jacobus und Johannes, hier oben, fern der trüben Welt, auf dem Tabor! Und sie hören Gott ganz nahe aus den Wolken rufen, wenn es blüht fast an ihr Haar, wenn es donnert in ihr Gebirn hinein. Und sie haben hier ihre drei Hütten gebaut, dem Herrn aber ein besseres Kapellchen. Und wenn sie hinunterschreiten vom Berge wie die Apostel, dann heißt es auch: „Saget niemand, was ihr gesehen habt!“ Nein, nein, wir verraten es nicht, wie zufrieden, wie allein, wie lichthell und wie nahe wir der Ewigkeit sind!

Wer lange Zeit unter diesen Einsamen weilte, würde ihre Sprache allmählich ordentlich verstehen. Und da würde er mit Staunen bemerken, daß diese Leute im ernstesten feierlichen Reden die Sprache der Heiligen Schrift wunderbar schön und unbewußt gebrauchen. „Und ich sage dir, so ist es. — Wahrlich, wahrlich, wir müssen sorgen, daß Giovanni, der Hirt, einen Knecht bekommt. — Es ist nicht möglich, daß er allein so viele Schafe hütet. — Gebt dem Knecht, was rechtens ist, und behaltet, was euch gebührt! — Unser Vater, der in den Himmeln ist, schirme dich, Kindlein! Er hat jedes deiner Haare

*) So beginnen meist die sonntäglichen Vorlesungen aus dem Evangelium am Altar und auf der Kanzel: „In jener Zeit sprach Jesus... (parabolam hanc: dieses Gleichnis)“.

gezählt. — Geh im Frieden, Pilger!“ Glaubst man nicht, im Lande der Patriarchen zu wohnen?

Es ist leider wahr, ich könnte doch nicht hier bleiben mit meiner Unruhe in den Füßen und Fingern. Ich bin verdorben von der Welt. Diese Einsamkeit ist zu gewaltig für einen, dem der Tangel der irdischen Narrengasse alle Nerven be-

wegt. Aber ich beneide euch. Ich möchte sein wie ihr, Menschen zu hinterst und zu oberst auf Erden. Ich möchte mich an diese Einsamkeit gewöhnen, ehe die große Einsamkeit des Todes mich zwingt — gern oder ungern — einsam zu werden.

Nimm den Sack, Thieco! Avanti! Und vorwärts zu den sibyllinischen Gipfeln!

(Fortsetzung folgt).

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.
(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als der Marquardt vernahm, wie die Marei zuwege und wieder frischen Willens wäre, machte er sich an einem hellen Septembervormittag auf gen Münstertal in den Spittel. Sein Weg aber führte ihn durch den Wald, und da standen schon alle Büsche rot, und hin und wieder rieselte das Laub durch die Äste zu Boden; hoch oben aber in den Wipfeln tönte von Zeit zu Zeit ein verlorenes Finkenpfeifen. Ueberall über den Waldboden gefät lagen Buchnüsschen und Eicheln, und war alles überreif und braun und welk und spät; denn es lag ein heißes Jahr dahinter.

Als der Marquardt am Pleienhof vorüberkam, hielt er ein Weilchen an und sah hinüber. Der Hof lag still da und mit geschlossenen Fenstern, gleich einem, der mit wachen Augen schläft und also einen unheimlich und gespenstlich anstarrend. „Du Pleienhof,“ sprach der Marquardt da zu sich selber, „du schläfst nun und der Wald auch, und die Büchse“ und die Hasen schlafen — und mein Leben von ehemals und ich selber bald. Du hast mich lachen und fluchen hören und jagen und Büchse knallen und glücklich sein. Nun ich Lump und ein Bettler bin und gleich den Weibern zu jedem Habermus fenne, da schweigst und schläfst du. Oder du siehst gar über mich weg, hochmütig und starr und mit schimmernden Fensterbrillen, wie meine andern Jagdgenossen. Und doch hab' ich dir die Hasen in die Küche getrieben. Oder bist du blind und stumm geworden, wie meine Marei, magst weder sehn nach mir, noch zu mir reden in meinem Elend? Ich bin allein. Ich weiß es wohl, daß ich immer allein war, bei dir und den andern, ob ich fluchte oder lachte, Büchse knallte oder unglücklich war ... Nun aber sagen sie, daß mein Weib zu mir reden wolle, Pleienhof, und ist doch stumm und vom Schläge gerührt, und will zu mir reden! Ei, ei, und ihr alle, da ihr verstummt seid, da habt ihr erst zu mir geredet, Pleienhof!“ Aber da rief ihn der Fink wieder, fernher, ganz fern, rief um Antwort. „Ich komm, ich komm schon!“ sagte der Marquardt und ging weiter durch den reifen roten Wald.

Wie er ein halbes Stündlein oberhalb des Sees aus den schattigen Stämmen trat, mußte er einen Augenblick das Gesicht mit der Hand beschatten, also blendete ihn das helle blinkende Auge des Sees und die warme rote Septembersonne, die über der grünen Uferhalbe und in den braunen Bäumen und Wäldchen spielte. Und da draußen, zu äußerst auf einer Halbinsel im See, lag schimmernd und sonnig das weiße Gemäuer des Spittels zu Münstertal und grüßte herauf, freundlich und weiß, wie das schimmernde Lächeln

einer Kranken. Also daß dem Marquardt weh ums Herz ward bei all der warmen roten Herbstpracht und er still und traurig und langsam niederstieg durch die Wiesen. Und je näher er dem Spittel kam, umso langsamer trugen ihn seine Schritte, und umso schwerer lag es ihm über der Brust, bis er mit einem Male unter dem schmiedeisernen Tore stand und hineinsah über den Riesweg und die Rosenbeete, die duftenden, und den Springbrunnen ... Und da, in einen hohen Stuhl gegen dunkle Gebüsche aufrecht gebettet und von Genesenden und Kranken umgeben, lag die Marei, in weißen Linnen, weißen Gesichtes und mit weiten offenen Augen, lächelnd gleich einem Selgelein. Und alle sahen und sprachen zu ihr. Sie aber lächelte und schaute nur immer nach dem hohen schmiedeisernen Tore, da er kommen mußte und nun stand: braun und breit und dunkelbärtig und verlegen — schaute und lächelte. Und dann war er mit einem Male dicht bei ihr, und sein Kopf lag auf ihren Linnen, und sie fühlte ihn und hob langsam und mit Mühe die weißen schlanken Arme und legte ihm die schmalen Hände auf das wilde Haar. Und die um sie waren, die Genesenden und Kranken, erhoben sich und waren ergriffen, daß sie beiseite gingen. Sie aber nickte und lächelte ihnen zu. Und ihre Hände lagen auf dem Haupte des Marquardt.

Lange, lange darnach noch fand man sie beide inmitten der Rosen und Büsche, beim Springbrunnen, und inmitten eifriger Reden. Und sie wunderten sich der Marei; denn sie sprach viel und den ganzen Nachmittag und noch den Abend und mehr Worte, als der Springbrunnen Tropfen fallen ließ, und wie eine, die für ein ganzes Leben gutzumachen hat, was sie so oft und zur Unzeit geschwiegen aus Bitternis und allerlei Trost und darob manche böse Stunde gehabt und, ob sie auch selber dabei wohl am schwersten gebüßt, ihren Nächsten und Liebsten ein verbittert Leben bereitet. Also sprachen sie viel und lange von den Kindern, von der Gegenwart und Zukunft und auch von der Vergangenheit und sich. Und gingen ihnen gar herrliche, aber auch wehmütige Dinge auf. Zuletzt aber, da sie scheiden sollten, war ihnen wie zwei Liebenden, die sich eben einander in den Tod versprochen, dabei aber mehr noch als an den Tod an das Leben denken und also mit allerhand Sehnsüchten und Begierden auseinandergehen und es doch nicht können, also daß sie immer wieder zurückkehren zu einem letzten und aberletzten Worte. So vergah auch die Marei zuletzt des Better Doktors Mahnung; denn sie war ganz ein Leben und eine Liebe, wie nie zuvor, und be-